Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 171 (2003)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

4/2003 • 23. JANUAR • 171. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

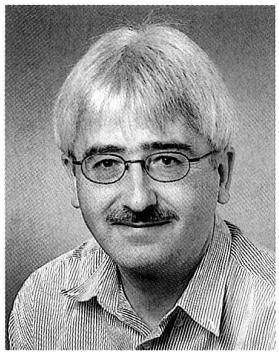
Schweizerische Kirchen-Zeitung

ÖKUMENE IN EUROPA

Vor gut 50 Jahren, am 11. August 1952, wurde in der Schweiz, am Bischofssitz von Freiburg, ein internationales Netzwerk von ökumenisch interessierten katholischen Theologen gegründet, die auf ihrem Arbeitsgebiet miteinander und ausdrücklich auch mit den Bischöfen zusammenarbeiten wollten – die «Katholische Konferenz für ökumenische Fragen». Auf ihren Treffen, ökumenischen Studientagen, behandelte die Konferenz nach Möglichkeit Themen, die zur gleichen Zeit im Ökumenischen Rat der Kirchen diskutiert wurden. Sechseinhalb Jahre nach der Gründung der Konferenz kündigte Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil an. Als Beitrag zu dessen Vorbereitung erarbeitete die Konferenz eine Eingabe, die dank der guten Beziehungen ihrer Mitglieder zu Bischöfen wie zur Römischen Kurie einen nachhaltigen Einfluss auf das Konzil gewann. Der erste Sekretär der Konferenz, Prof. Johannes Willebrands, wurde 1960 Sekretär des Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen, später dessen Präsident. Die «Katholische Konferenz für ökumenische Fragen» sah ihre Anliegen dort so gut aufgehoben, dass sie nach 1963 nicht mehr zusammengekommen ist.

Im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils wurden, um die Ökumene zu fördern, auf allen Ebenen konfessionell gemischte «Konferenzen» aller Art gegründet. Für Europa bedeutsam wurde, dass mit der Errichtung des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) die organisierte nichtkatholische europäische Christenheit, die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK), auf kontinentaler Ebene einen römisch-katholischen Partner erhalten hatte. Im April 2001 verabschiedeten CCEE und KEK die «Charta Oecumenica. Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa», deren Rezeption erst begonnen hat und deshalb verstärkt werden müsste, wie die nachstehend dokumentierte Erklärung des gemeinsamen Treffens von CCEE und KEK, das der Frage der Rezeption gewidmet war, zeigt.[1]

Rolf Weibel



Lesejahr B
In dieser Ausgabe schreibt wiederum Dieter Bauer (S. 55), den wir bereits in der Ausgabe 47/2002 (S. 670) vorstellen und willkommen heissen konnten.

Charta Oecumenica

1. Wir, die Vertreter und Vertreterinnen von Mitgliedskirchen der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und von den katholischen Bischofskonferenzen des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) aus 26 Ländern, trafen uns vom 7.–10. September 2002 in Ottmaring, um über die Rezeption der *Charta Oecumenica* in unseren Ländern zu beraten. Wir kamen zusammen, um wahrzunehmen, was mit der *Charta* passiert, um einander zuzuhören und um unseren Kirchen beizustehen in dem Prozess, sich die *Charta* zu eigen zu

53 GEBETSWOCHE
55 JESUS
56 SPITAL-SEELSORGE
59 ÜBERGRIFFE
60 AGAPE
61 KIPA-WOCHE
65 AMTLICHER TEIL

WELTGEBETS-WOCHE

machen und sie, den nationalen Gegebenheiten entsprechend, aufzunehmen. In unserer Aufgabe fühlten wir uns inspiriert durch das Leben der ökumenischen Gemeinschaft hier in Ottmaring und durch die Erinnerung an die Geschichte, nicht nur von Trennungen, sondern auch von Versöhnung, wie sie im nahe gelegenen Augsburg bezeugt ist. Wir fühlten uns gegenseitig ermutigt, «wahrhaftig zu sein in der Liebe» (Eph 4, 15).

2. Wir erinnerten uns an die segensreiche Begegnung in Strassburg am 22. April 2001, während derer die Kirchen in Europa ihren Aufruf zur Einheit im Glauben und die Verpflichtung zu einer gemeinsamen Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus veröffentlicht haben. Diese Verpflichtung bestand darin, zu handeln, zu beten und im Dialog miteinander fortzufahren, um so am Aufbau eines gerechten Europas, Versöhnung von Völkern und Kulturen, Bewahrung der Schöpfung, Stärkung der Verbindungen mit dem Judentum, Entwicklung der Beziehungen mit dem Islam und Begegnungen mit anderen Religionen und Weltanschauungen teilzuhaben. Heute sind wir Gott dankbar, sehen zu können, dass insgesamt die *Charta* in vielen Ländern und von vielen Kirchen positiv aufgenommen wurde.

3. Die *Charta* wurde «ein Prozess, ein Text und ein Traum» genannt. Wir wurden sehr ermutigt durch so vieles, was wir von den Ländern quer durch Europa gehört haben, in denen Kirchen sich gemeinsam mit der *Charta* befasst haben, um Beziehungen zu vertiefen und reifen zu lassen. Wir sind dankbar für das offensichtliche Wirken des Heiligen Geistes. Aber wir sind uns auch dessen bewusst, dass das Wirken des Heiligen Geistes ebenso gegenwärtig ist in den Schwierigkeiten und Herausforderungen, denen wir uns gemeinsam stellen. Und so können wir realistisch mit den schon erfahrenen und vorauszusehenden Problemen umgehen.

4. Unter den Themen, mit denen sich unsere Konsultation befasst hat, möchten wir folgende den Kirchen besonders ans Herz legen:

– Wir erkennen die weitgehende Übereinstimmung unter den Kirchen bezüglich der Wichtigkeit von einigen Schlüsselthemen, besonders von Armut und sozialer Ausgrenzung in Europa, den Folgen von Migration und Flüchtlingspolitik, der Umwelt und Bewahrung der Schöpfung – ohne dass wir uns einer bestimmten politischen Agenda verschreiben.

– Wir drängen die Kirchen, die *Charta* als Basis für einen fortdauernden und weit reichenden theologischen Dialog zu nutzen, insbesondere über das Wesen und die Sendung der Kirche und das Sakrament der Eucharistie.

– Wir fragen, wie stark sind die Bande der Gemeinschaft der Kirchen innerhalb und jenseits Europas, und wie sollten sie sich auswirken auf die Krisengebiete Europas, des Nahen Ostens und anderswo?

– Wir fordern die Kirchen auf, in unseren Traditionen das Zeugnis all jener anzuerkennen, die für Christus gestorben sind, – besonders im zwanzigsten Jahrhundert –, so dass klarer gesehen werden kann, dass «Jesus Christus ... unsere grösste Hoffnung auf Frieden und Versöhnung ist» (Charta Oecumenica, § 12)

– Wir sind dankbar, dass die *Charta* die Kirchen ermutigt hat, den Dialog mit Vertretern und Vertreterinnen von Judentum und Islam zu verstärken, aber wir sind uns auch der jeweils besonderen historischen Zusammenhänge und geschichtlichen und kulturellen Schwierigkeiten, unter denen einige Kirchen versuchen, diese Dialoge fortzuführen, bewusster geworden.

5. In den meisten Ländern sind wir noch am Beginn des Prozesses der Rezeption, und in diesem Licht interpretieren wir die Ungleichzeitigkeit, die sich in unseren Berichten zeigt. Dennoch ist es jetzt für uns an der Zeit, die *Charta* mehr denn je als ein Instrument für die Notwendigkeiten unserer je besonderen Situation zu nutzen. Der Prozess der Rezeption spiegelt die Unterschiedlichkeit unserer Erfahrungen und des gemeinsamen Lebens unserer Kirchen zugleich wider. An Orten, an denen es eine lang dauernde Zusammenarbeit der Kirchen gibt, kann uns die *Charta* ein Ansporn sein, Selbstzufriedenheit zu vermeiden und unseren Auftrag und Dienst wieder zu beleben. An anderen Orten, an denen Beziehungen unter den Kirchen gespannt oder schwierig sein mögen, kann die *Charta* helfen, Vertrauen wieder herzustellen und Freundschaften zu vertiefen.

6. Wir fordern dazu auf, die *Charta* mit Feingefühl in Bezug auf die theologischen, kulturellen und historischen Besonderheiten unserer verschiedenen Länder und Kirchen zu nutzen. Sie soll die Inspiration für einen kontinuierlichen Dialog in Blick auf das jeweilige Verständnis der Geschichte sein und den Kirchen helfen, ein gemeinsames Verständnis zu entwickeln und Heilung der Erinnerung zu suchen. Dann wird sichtbar werden, dass die Bedeutung der *Charta* variiert je nach den unterschiedlichen Kontexten, in denen sie genutzt und umgesetzt wird.

7. Wir erkennen, dass vielerorts in Europa die *Charta* eines der wenigen Dokumente ist, das von den Kirchen diskutiert wird, und wir möchten weitere Kirchen ermutigen, sie als Brennpunkt für eine kritische Diskussion und eine Stufe zu neuen Ebenen des Dialogs zu nutzen. Wir bemerken auch das Gefühl der Fremdheit in Blick auf den Prozess der *Charta Oecumenica* in einigen Kirchen, und wir möchten versuchen, dadurch darauf zu antworten,

[1] SKZ 169 (2001) Nr. 18, S. 261–265; eine Handreichung für die Erwachsenenbildung bietet Heft 1/2002 von kageb erwachsenenbildung (Bezug: ABSK, Postfach 20069, 6002 Luzern, Telefon 041 210 50 55, Fax 041 219 50 56, E-Mail info@absk.ch).

IN ALLEM UNS MENSCHEN GLEICH

4. Sonntag im Jahreskreis: Hebr. 2,11–12.13c–18

Auf den Text zu

Die Schülerinnen und Schüler meiner Frau haben so ihre Mühen mit «dem Jesus». Zum einen ist er eine berühmte Gestalt aus der alten Geschichte, die für Kinder, die stark im Heute leben, sowieso nicht unbedingt interessant ist. Zum anderen ist er auch wieder kein so richtiger Mensch, eher so etwas «wie ein Gott». Die Kinder besuchen jahrelang den Religionsunterricht und wissen – Ausnahmen bestätigen die Regel – auch am Ende ihrer Schulzeit noch nichts so richtig anzufangen mit «diesem Jesus».

Das soll nicht heissen, dass es den meisten Erwachsenen da besser geht. Was man uns im Religionsunterricht versucht hat beizubringen und das, was dann schliesslich «hängen blieb», sind wahrscheinlich zwei sehr verschiedene Dinge.

Es ist auch nicht so einfach. Ob man die Botschaft von Jesus dann aber gleich so kompliziert ausdrücken muss, wie der Autor unserer heutigen Lesung aus dem Hebräerbrief, frage ich mich schon.

Mit dem Text unterwegs

Wer Griechisch beherrscht, dürfte seine helle Freude an der eleganten Sprache des Hebräerbriefes haben. Keine andere Schrift des Neuen Testaments schreibt ein so gutes Griechisch. Der Autor war offensichtlich sehr gebildet: in der Philosophie seiner Zeit, aber auch in den Schriften des Alten Testaments, die er unablässig zitiert und auslegt. Das hat dem Schreiben den Namen «Hebräerbrief» gegeben, weil man meinte, er sei an Judenchristen geschrieben. Den Autor selbst kennen wir nicht. Trotzdem kann man zumindest die Entstehungszeit zwischen 80–90 n. Chr. erschliessen. Und wir können aus dem Schreiben das eigentliche Anliegen des Verfassers erschliessen bzw. die Situation seiner Adressaten: Er charakterisiert sein Schreiben nicht als Brief – es fehlt zum Beispiel jede sonst übliche Form der Briefeinleitung –, sondern als «Mahnrede» (13,22). Das deutet darauf hin, dass er in eine heikle Situation hineinspricht. Von Anfang an gibt es im Brief immer wieder Ermahnungen. Offensichtlich befinden sich die Adressaten in einer tiefen Glaubenskrise. Es ist von drohendem Glaubensabfall die Rede und davon, dass man wieder ganz von vorne anfangen müsste bei den elementaren Grundlagen des Glaubens (6,1). In manchem klingt das Schreiben fast wie manche heutige besorgte Hirtenbriefe, und wahrscheinlich ist die Situation in unserer Kirche von der damaligen gar nicht so sehr verschieden. Dass schon damals viele Christen den gottesdienstlichen Versammlungen gewohnheitsmässig fernblieben (10,25), muss nicht der einzige Berührungspunkt zu heute sein. Viel gravierender scheint mir die Sorge des Autors zu sein, dass die Menschen mit Jesus nichts mehr anfangen können, ihn eigentlich mit Füssen treten und seine Werke verachten (10,29) und ihn damit abermals zum Gespött machen und bildlich ans Kreuz schlagen (6,6). «In dieser Situation macht es sich der Hebr-Verfasser zur Aufgabe, das überlieferte Christusbekenntnis neu und so auszulegen, dass die Leser zum erneuten Ja zur Glaubensexistenz in dieser Welt motiviert werden» (Laub 13).

Der Verfasser tut dies auf eine sehr originelle und im Neuen Testament einmalige Art und Weise. Er möchte seinen Leserinnen und Lesern Jesus als ihren Lebensführer vor Augen stellen, als «Anführer zum Heil» (10,10), und spricht deshalb von seinem Kommen von Gott her – damit unterstreicht er seine Autorität und «Führungsqualitäten» –, aber auch von seinem Menschsein in «Fleisch und Blut» (10,14). Um das wirklich plausibel machen zu können, greift er auf philosophisch-religiöse Strömungen seiner Zeit zurück. Dort wird die menschliche Existenz verstanden als eine unerlöste, wie im Todesschlaf und unbewusst. Sie braucht einen Erlöser, der den «Lichtfunken», der in jedem Menschen schlummert, weckt, und ihn sein wahres Ich erkennen lässt. Ist der Mensch in dieser Welt ein Fremder (vgl. Hebr 13,14: «Wir haben hier keine bleibende Stadt…»), ein Eingekerkerter und Versklavter, so zeigt ihm der Erlöser, der von Gott her kommt, den befreienden Weg zurück in die himmlische Urheimat: «Wir suchen die künftige (Stadt)» (ebd.).

Der Autor des Hebräerbriefs hat an dieser philosophisch-religiösen Sichtweise allerdings eine wichtige Klarstellung vorgenommen. Der Erlöser, für ihn ist das Jesus Christus, hat seine himmlische Herkunft nicht einfach wie ein Kleid abgelegt, um es nach seinem Leiden und Sterben wieder anzuziehen. Er hat hier also nicht einfach nur «Theater gespielt», sondern war wirklicher Mensch mit allen Konsequenzen: «Da nun die Kinder Menschen von Fleisch und Blut sind, hat auch er in gleicher Weise Fleisch und Blut angenommen» (2,14). Den Grund für diese «göttliche Logik» sieht der Autor darin, dass Jesus den Menschen nicht nur nahe kommen muss, sondern wirklich Mensch werden bis in den Tod, «um durch seinen Tod den zu entmachten, der die Gewalt über den Tod hat, nämlich den Teufel» (ebd.). Das Ziel Jesu sieht er darin, «die zu befreien, die durch die Furcht vor dem Tod ihr Leben lang der Knechtschaft verfallen waren» (2,15). Diese Todverfallenheit des Menschen sieht unser Autor relativiert durch die Menschwerdung Jesu. Jesus, der alles erlebt und erlitten hat, wie andere Menschen auch, erhält dadurch seine eigentliche Glaubwürdigkeit. «Denn da er selbst in Versuchung geführt wurde und gelitten hat, kann er denen helfen, die in Versuchung geführt werden» (Hebr 2,18). Paradoxerweise dürfen sich die Leserinnen und Leser gerade in ihrer Glaubenskrise – das nämlich meint «Versuchung» – getröstet und gestärkt wissen, weil Jesus ihnen auch darin vorangegangen ist.

Über den Text hinaus

Die Argumentation, mit der unser Autor diese Gedankengänge klarlegt, ist nicht einfach zu verstehen, und ich frage mich immer wieder, wie man diesen Lesungstext in der Kirche allein vom Zuhören verstehen soll. Er ist äusserst anspruchsvolle Kost und erfordert ein grosses Mass an Willen, ihn wirklich verstehen zu wollen. Da geht es uns vielleicht manchmal auch nicht anders wie den Kindern im Religionsunterricht, die ein ums andere Mal seufzen: «Ich versteh das einfach nicht mit dem Jesus».

Und doch denke ich, dass der Autor des Hebräerbriefs nicht Theologie um der Theologie willen treibt. Er versucht das, was die Gemeinde einmal gelernt hat und was inzwischen verloren gegangen ist, für seine Zeit modern und originell so zu sagen, dass der Glaube wieder Boden unter die Füsse bekommt. «Er ist Pastoral-Theologe in des Doppelwortes ursprünglichem Sinn» (Laub 14).

Dieter Bauer

Literatur: Franz Laub, Hebräerbrief, (Stuttgarter Kleiner Kommentar, NT 14), Stuttgart 1988; Claus-Peter März, Hebräerbrief, (Die Neue Echter Bibel, NT 16), Würzburg ²1990.

Er-lesen

Lesen Sie eine der beiden «Versuchungsgeschichten» (Mt 4,1–11; Lk 4,1–13). Wie verstehen Sie den Satz Hebr 2,18?

Er-hellen

Lesen Sie Hebr 2,11–18. Warum ist hier das Menschsein Jesu so hervorgehoben?

Er-leben

Versuchen Sie den obigen Lesungstext so zu übersetzen, dass auch Jugendliche etwas damit anfangen können.

dass wir zur weiteren Nutzung und Entwicklung des Textes ermutigen. Wir betrachten den gegenwärtigen Text nicht als das «letzte Wort» für unsere ökumenische Reise, aber als einen wichtigen Schritt auf unserem Weg.

8. Wir laden die Kirchen ein, ihre Ergänzungen zur *Charta* und konkrete Beispiele ihrer Umsetzung, die aus der jeweils eigenen Situation erwachsen, herauszufinden, diese mit anderen Kirchen zu diskutieren und sie KEK und CCEE für weitere Beratungen zukommen zu lassen. Insbesondere ermutigen wir die Kirchen der östlichen Tradition, ihre Erfahrungen und Erwartungen an die *Charta* zu benennen, um sie sich ganz zu eigen zu machen und sie wirksam nutzen zu können.

9. Wir sind dankbar, dass die *Charta* an vielen Orten wirksam wurde, um den Dialog unter den Kirchen zu fördern und zuzuspitzen. Und wir glauben, dass sie, je mehr sie als Angebot und nicht als aufgedrängt wahrgenommen wird, desto fruchtbarer für den Dienst an unserer gemeinsamen Sendung in der vor uns liegenden Zeit sein kann.

10. Wir verlassen Ottmaring am Vorabend des ersten Jahrestages vom 11. September. Wir beten dafür, dass die *Charta Oecumenica* zu Frieden und Gerechtigkeit in der Welt beitrage. Wir glauben, dass im Laufe unserer ökumenischen Pilgerreise uns der Heilige Geist auf viele Weisen leitet und dass wir in unserem gemeinsamen Bedenken und der Umsetzung unserer Verpflichtungen aus der *Charta Oecumenica* versuchen, ihm zu folgen. Durch unser Gebet und unsere Arbeit hier hoffen wir, einen weiteren Schritt zur Erfüllung des Gebetes Christi zu machen, «dass alle eins seien» (Joh 17,21).

IM TRÜBEN FISCHEN?

SPITAL-SEELSORGE

Wenn ich mir erlaube, mich an dieser Stelle zur Spitalseelsorge zu äussern, dann ist es, weil ich als Pflegewissenschafterin in einem Universitätsspital zwischen den Aufgaben der Pflegenden und denjenigen der Spitalseelsorger/-seelsorgerinnen gewisse Parallelen und einen gemeinsamen Kern erkenne: Ihr Fokus ist das Leben und das Leiden, das heisst der Mensch mit seinen durch Krankheit, Krisen, Behinderung oder durch den Sterbeprozess bedingten gesundheitlichen Bedürfnissen und Problemen mit all ihren diesseitigen und transzendenten Facetten. Die Krankenpflege hat den Auftrag, zur Heilung, zur Verbesserung der Lebensqualität oder Linderung von Leid beizutragen und Betroffene darin zu unterstützen, damit sowie mit Behandlung und Pflege konstruktiv umzugehen und sie auf eine ihnen entsprechende Art zu bewältigen. Gute Pflege beinhaltet Seelsorge, und gute Seelsorge trägt zur Wirksamkeit der Pflege bei. Ich möchte die Fragen zur organisatorischen Positionierung der Spitalseelsorge sowie zur Berechtigung ihres Zuganges zu «sensiblen» Daten über Patienten aus dieser Erfahrung heraus angehen.

Die Datenbasis der professionellen Krankenpflege

Die professionelle Krankenpflege geht davon aus, dass sie ohne sachdienliche Daten über und besonders von Patientinnen und Patienten nicht wirksam arbeiten kann. Diese beinhalten einerseits auf bestimmten Verfahren beruhende objektive Informationen über ihren Krankheitsverlauf und über ihren medizinischen, das heisst körperlich-seelischen Zustand, über ihre soziale Situation oder den Kontext, in denen sie sich befinden, sowie über die Behandlungen, denen sie sich unterziehen müssen. Anderseits informieren sich die zuständigen Pflegepersonen über die körperliche und seelisch-geistigen Befindlichkeit ihrer Patientinnen und Patienten, also darüber, wie sie ihre Situation erleben und interpretieren und welche Ressourcen sie dazu beiziehen. Die Erfassung der pflegerischen Situation jedes Kranken bedingt also sowohl Methoden, die erlauben, die medizinisch-pflegerischen Diagnosen so exakt als möglich zu stellen, als auch ein offenes Gespräch, um festzustellen, wie ein Kranker seine Situation erlebt. Dieses in der Regel auf vorhandene medizinische Vorinformationen abgestützte systematische pflegerische Erstgespräch beinhaltet folgende Gesichtspunkte: den Grund der Hospitalisation, die krankheits- oder krisenbedingten Einschränkungen der Aktivitäten des täglichen Lebens, die konkrete Pflegebedürftigkeit, die Bedeutung der gegenwärtigen Situation für die Betroffenen, ihr Umgang damit sowie die Bedeutung der Situation für Angehörige oder für die Arbeits- und Lebenssituation. Je nach dem werden diese Gesprächspunkte unterschiedlich gewichtet und konkretisiert. Bei einem verunfallten, auf der Notfallstation liegenden ausländischen Bauarbeiter gibt es andere Prioritäten als bei einer berufstätigen Mutter, die an Krebs erkrankt ist, oder als bei einem drogenabhängigen Jungen. Je nach dem folgen dem Erstgespräch weitere.

Dieser informationsgestützte pflegerische Ansatz verleiht grundsätzlich der subjektiven Verfasstheit der Patienten gleich viel Gewicht wie den objek-

Siliva Käppeli ist Pflegewissenschafterin im Universitätsspital Zürich.

tiven Befunden der Vertreter/Vertreterinnen verschiedener Gesundheitsberufe (d. h. Ärzten, Pflegenden, Physiotherapeutinnen, Sozialarbeiterinnen, Psychologen usw.), die mit den Patienten arbeiten. Er gesteht den Kranken zu, dass sie am besten wissen, wie es ihnen geht, währenddem die Angehörigen des multidisziplinären Teams aufgrund ihrer Ausbildung die von ihnen erhobenen objektiven Daten (Laborwerte, Röntgenbilder, Blutdruck usw.) am besten beurteilen können. Diese Pflegeauffassung gewichtet also die «Expertise» der Betroffenen und diejenige der Behandelnden gleichwertig.

Es versteht sich von selbst, dass diese Pflegegespräche gezielter und ertragreicher geführt werden können, wenn sie auf möglichst solider, exakter und reflektierter Vorinformation wie zum Beispiel den Angaben eines einweisenden Arztes, einer Krankengeschichte oder auf einem Sozialrapport beruhen. Gleichzeitig erspart die Vorinformation den Patienten, dass sie jeder Berufsgruppe, die mit ihnen arbeitet, immer wieder dasselbe erzählen müssen. Die Information der Pflegenden bildet die Grundlage ihrer Interventionen und somit des pflegerischen Erfolges. Je spezifischer und richtiger die Information, desto besser die Wirkung der Pflege.

Die professionelle Grundlage, die dieses Vorgehen der Angehörigen eines multidisziplinären Teams im Spital rechtfertigt, ist, dass die Erhebung von Daten nur im Zusammenhang mit einem berufsspezifischen Auftrag und innerhalb einer verbindlichen beruflichen Beziehung zu einem Patienten erlaubt ist. Es dürfen also nur berufsrelevante Informationen erhoben werden. Ferner ist jede mit Patienten beschäftigte Person an einen berufsethischen Codex gebunden, der ihr vorschreibt, wie sie mit solchen Informationen umgehen muss (Berufsgeheimnis). Das beschriebene Erheben von Daten über Patienten durch Pflegende – die Pflegeanamnese – ist eine professionelle Handlung, die einem definierten pflegetherapeutischen Auftrag und einer definierten berufsethischen Haltung entspricht. Ohne die oben geschilderte Information kann dieser Auftrag nicht befriedigend ausgeführt werden. Die institutionelle Grundlage dieses Ansatzes besteht in der Forderung jeder Spitalleitung nach einer qualitativ hoch stehenden und ökonomisch vertretbaren Pflege. Diese hat ihre Berechtigung innerhalb des gesellschaftlichen Auftrages des Pflegeberufes und der einzelnen Pflegenden, aufgrund ihrer Ausbildung pflegebedürftigen Menschen beizustehen.

Die Kehrseite dieser Medaille ist, dass sich Patienten auf die Kompetenz und den aktuellen Informationsstand der Pflegenden und aller Angehörigen eines multidisziplinären Teams verlassen können müssen. Sie haben ein Recht darauf, von Personen gepflegt, behandelt und beraten zu werden, die über ihre gesundheitliche Situation therapeutisch relevante Informationen haben. Sie haben auch Anspruch darauf (nicht aber die Pflicht), sich am pflegediagnostischen Prozess zu beteiligen und die über sie existierenden Daten zu überprüfen und gegebenenfalls zu berichtigen. Die aktive Beteiligung der Betroffenen am Informationsprozess ist umso wichtiger, als sich Zustände und Befindlichkeiten im Laufe des Pflege- und Behandlungsprozesses verändern: Ihr Hauptmerkmahl ist also ihre meist nur situative Gültigkeit.

Erwartungen der Pflegenden an die professionelle Spitalseelsorge

Die Spitalseelsorger gehören – wie die anderen oben genannten Vertreterinnen der Gesundheitsberufe – zu den multidisziplinären Behandlungs- und Betreuungsteams jedes modernen Spitals. Ihre Zugehörigkeit beruht auf der im heutigen Gesundheitswesen zum Allgemeingut gewordenen ganzheitlichen Auffassung vom Menschen. Auch wenn die Seelsorge – wie beispielsweise die Physiotherapie – nicht in jedem Fall gefragt oder notwendig ist, steht grundsätzlich das gegenseitige Zusammenwirken von Körperlichem und Seelisch-Geistigem beim Menschen ausser Frage. Es versteht sich deshalb von selbst, dass die Pflege von Seelischem und Körperlichem zur Pflege und Behandlung jedes Leidens gehört. Ob die Pflege des Seelischen aus pflegerischer, psychologischer, theologischer oder psychiatrischer Sicht erfolgt, immer beruht sie auf derselben Grundinformation: dem Zustand und der Verfasstheit des kranken oder leidenden Menschen. Aus dieser Auffassung heraus erwarten Pflegende also von den Spitalseelsorgern, dass sie im Rahmen ihres theologischen Auftrages zur Betreuung von Patienten, die nach ihnen verlangen oder die möglicherweise ihrer bedürfen, beitragen. Daraus ergibt sich, dass der Spitalseelsorger denselben Anspruch auf und Zugang zu den Daten haben muss, wie alle anderen Angehörigen eines multidisziplinären Teams.

Aufgrund verschiedener gesellschaftlicher und gesundheitspolitischer Entwicklungen ergeben sich heute im Spital zahlreiche Situationen, in denen Pflegende dankbar sind, wenn die Spitalseelsorger nicht nur den Patienten, sondern auch ihnen selbst zur Verfügung stehen. Tendenziell sind viele heute hospitalisierte Menschen schwerer krank, in schwierigeren sozialen oder wirtschaftlichen Situationen als noch vor einigen Jahren (Asylanten, Arbeitslose, alte und junge Menschen ohne intakte familiäre Einbettung). Sie werden oft mit komplexeren oder aggressiveren Behandlungen konfrontiert als noch vor einiger Zeit (z.B. Spitzenmedizin im Greisenalter, Multiorgantransplantationen usw.), und die heute in der Regel kürzere Aufenthaltsdauer der Patienten im Spital verdichtet das Geschehen zusätzlich. Dies bedeutet, dass auch die Pflegenden mit vielen Grenzsituationen

SPITAL-SEELSORGE

konfrontiert werden und weniger Zeit haben, sich damit auf geistig-produktive Weise auseinander zu setzen. Meist fehlen die theoretischen Grundlagen, um die Probleme zu strukturieren, oder Deutungsrahmen, in welche sie eingeordnet werden könnten. Auch wenn die Psychologie heute in vielen multidisziplinären Teams einen viel selbstverständlicheren Platz einnimmt als die Seelsorge, bietet sie keine Hilfe in Sinnfragen. Oft werfen Situationen von Kranken ethische oder religiöse Fragen auf, die nicht beantwortet werden können. Die unumgängliche Auseinandersetzung mit solchen erfordert die professionelle Hilfe eines Seelsorgers, der mit der die Probleme auslösenden Situation der Patienten vertraut ist. Aus dieser Aufgabenstellung der Spitalseelsorger ergibt sich nicht nur die Selbstverständlichkeit, dass sie denselben Zugang hat zu Patientendaten wie alle anderen Berufsgruppen.

Vielmehr wäre wünschenswert und ist notwendig, dass der Seelsorger zu einem interdisziplinären Team oder wenigstens zu einer Klinik oder einem Spital gehört. Als lediglich im Spital ein- und ausgehender «Funktionär einer Kirche» gewinnt er kaum das Vertrauen, das notwendig ist, um zur Beratung in schwierigen Situationen beigezogen zu werden. Zudem sind die wenigsten Pflegenden regelmässige Kirchgängerinnen und haben teilweise Mühe, einen unbeschwerten Zugang zu einem Seelsorger zu finden. Ein solcher wäre jedoch im Interesse vieler Kranker wichtig.

Schliesslich sind die Zeiten vorbei, in denen religiöse und spirituelle Fragen lediglich vereinzelt und gebunden an individuelle Patientensituationen vorkommen. Es gibt kaum ein Grossspital, in dem sich nicht mindestens eine Ethikkommission mit übergeordneten ethischen Fragen der Forschung am Menschen, der Behandlung oder der Pflege befassen müsste. In diesen Gremien nehmen die Seelsorger einen wichtigen Platz ein, vorausgesetzt sie sind vertraut mit den konkreten Einzelheiten der zur Diskussion stehenden Fragen. Dabei geht es nicht darum, dass sie Antworten geben, sondern dass sie als Theologen für Werte einstehen, die vielen anderen auch heilig sind, die sie jedoch nicht artikulieren können oder für die sie unter dem sozialen Druck ausschliesslich weltlich ausgerichteter Leistungsteams nicht einzustehen wagen: Es geht dabei etwa um Werte wie die Unversehrtheit jedes einzelnen Menschen, um Solidarität mit allen Leidenden und Kranken, auch mit jenen, die unkooperativ und schwierig erscheinen, um die Unterstützung jener Kranken, die auf Gott und andere Instanzen mehr vertrauen als auf die Medizin und die Ärzte, um das Recht zu «unvernünftigen» Entscheidungen, den Anspruch alter Menschen, sich selbst zu bleiben, sich Zeit zu nehmen für lebenswichtige Entscheidungen und schliesslich, auf medizinische Interventionen zu verzichten.

Wie kann Seelsorge wirksam sein?

Aus der Sicht der Krankenpflege soll die Spitalseelsorge bedürfnisorientiert arbeiten. Der transzendente Kern ihrer Aufgabe, die Auseinandersetzung mit den Mysterien des Lebens und Leidens und mit Sinnfragen verhindert nicht, dass sie sich die Prinzipien systematischer Problemlösung zu eigen macht. Deren erster Schritt ist das Sammeln sachbezogener Daten. Sie schützt sich damit vor dem Vorwurf der Banalität, des «frommen Sprüche Klopfens» oder der Irrelevanz. Systematisches Vorgehen erscheint auch im Zusammenhang mit interreligiösen Fragen, die sich in einer multikulturellen Gesellschaft stellen, besonders wichtig. Es ist bekannt, dass positive Formen von Religion Heilungsverläufe günstig beeinflussen, auch wenn im Einzelfall nicht nachvollzogen werden kann, auf welche Zellen der liebe Gott einwirkt. Empirische Untersuchungen zeigen auch, dass der Seelsorger nicht primär als wissende Autorität der Institution Kirche gefragt ist. Hingegen soll er sich als Mitmensch mit einer spezifischen auf Transzendentes ausgerichteten Bildung, als «Sounding Board» zur Verfügung stellen. Viele Kranken wollen ihm ihre Situation und ihre Gedanken darlegen können. Sie erwarten, dass er auf sie reagiert, dass er ihnen hilft, religiöse Fragen zu strukturieren, Probleme zu portionieren und in gewisse Deutungsrahmen einzuordnen, damit der Umgang mit ihnen leichter wird. Der Seelsorger soll situationsspezifisch und kontextgebunden eintreten auf konkrete Fragen konkreter Personen. Deshalb muss er deren Umstände kennen. Angesichts der zunehmenden Privatisierung und Individualisierung des Religiösen, der Synkretismen und des religiösen Eklektizismus kommen die «klassischen» religiösen Leidensdeutungen kaum in idealtypischer Weise vor.

Die Forderung nach der Begründung der Präsenz der Seelsorger wie auch anderer Berufsgruppen im Spital ist berechtigt. Die Frage nach der Zutrittsberechtigung verschiedener Personen zu «sensiblen» Daten ebenfalls. Sie hängen zusammen. Will man, dass die Seelsorge wirksam ist, muss man sie durch eine eindeutige Position und Kompetenz innerhalb des Spitals entsprechend ausstatten. Ohne definierte Position und ohne Daten – im Trüben fischend – kann Seelsorge nicht hilfreich und wirksam sein.

Siliva Käppeli

Begleitung in der letzten Lebensphase

«Herzstück einer Begleitung in der letzten Lebensphase ist eine gute Beziehung zwischen den Freiwilligen und den Schwerkranken oder Sterbenden und ihren Angehörigen», sagt Regina Bayer-Birri. Als Leiterin der neuen Fachstelle der Caritas St. Gallen möchte sie sich besonders für die Gestaltung dieser Beziehungen einsetzen; so unterstützt und fördert sie seit dem 1. Dezember 2002 das freiwillige Engagement für Schwerkranke und Sterbende. Regina Bayer-Birri ist Erwachsenenbildnerin und Psychologin und bringt Erfahrungen in der Begleitung von Selbsthilfegruppen mit. *Redaktion*

SKZ 4/2003

BERICHT

SEXUELLE AUSBEUTUNG

Am 23. Oktober 2002 lud die Deutschschweizerische Arbeitsgruppe für Ministranten-/Ministrantinnenpastoral DAMP zu ihrer jährlichen Tagung für Präsides nach Luzern ein. Mit dem Thema «Sexuelle Belästigung – körperliche Übergriffe – Missbrauch» wollte die DAMP den verantwortlichen Bezugspersonen in den Pfarreien eine fachliche Orientierungshilfe für ihre tägliche Arbeit mit den Ministrantinnen und Ministranten mit auf den Weg geben. Die Meldungen aus dem In- und Ausland über sexuelle Übergriffe auch innerhalb der kirchlichen Strukturen führten und führen verbreitet zu Verunsicherung im eigenen Handeln und werfen Fragen auf: Wie viel Nähe und Distanz brauchen Kinder? Wo verlaufen die Grenzen? Wie geht man mit möglicherweise betroffenen Kindern um? Wie kann ich präventiv handeln?

Vom Umgang mit Macht

Die Verunsicherung beginnt meistens schon bei der Frage, welche Begriffe im emotional geladenen Themenfeld die richtigen sind. Im Bereich der Freizeitarbeit mit Kindern und Jugendlichen – zu dem auch die Ministranten-/Ministrantinnen-Arbeit zählt – trifft die Bezeichnung «sexuelle Ausbeutung» am besten zu. In ihrer Einleitung machte die Referentin Dolores Waser Balmer, Kinderkrankenschwester mit Ausbildung und Erfahrung in Kinderpsychiatrie, Mitglied der Fachgruppe gegen sexuelle Ausbeutung der Stadt St. Gallen und Leiterin des Schlupfhauses in St. Gallen, deutlich, dass im Vordergrund der (un-) verantwortliche Umgang mit Macht und Grenzen steht. Gleichzeitig dürfe gerade in der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit die wertvolle Kultur von Nähe, Beziehung und Berührung nicht verloren gehen. Wo beginnt nun die sexuelle Ausbeutung? Ist es beispielsweise noch erlaubt, als Priester einer Ministrantin beim Binden der Kordel zu helfen? Die Antwort ist ein klares Ja. Wo die Grenzüberschreitung erfolgt und das Kind in seiner Integrität verletzt wird, zeigt folgende Umschreibung: «Sexuelle Ausbeutung beginnt dort, wo Erwachsene oder Jugendliche absichtlich Situationen herbeiführen, planen oder ihre Machtposition missbrauchen, um sich sexuell zu befriedigen.» Der verantwortungsvolle Umgang mit seiner Machtposition zeigt sich darin, dass man sich in zweifelhaften Situationen fragt: Was ist die Absicht der Handlung? Von wem geht die Handlung aus? Kann das Mädchen/der Knabe ohne Mühe Nein sagen? Welche Gefühle habe ich in dieser Situation?

Zur Situation der Opfer

Urs Hofmann, Pädagoge und Geschäftsführer des Vereins mira (Prävention sexueller Ausbeutung im Freizeitbereich) beleuchtete anschliessend die Situation der Opfer. Er betonte, dass selbst gleich geartete Formen von sexueller Ausbeutung je nach Person unterschiedliche, teilweise auch gegensätzliche Reaktionen hervorrufen können. Einen eigentlichen Kriterienkatalog für äusserlich feststellbare Symptome gebe es nicht. Gemeinsam sei den Betroffenen jedoch, dass sie mit der Zeit lernten, mit ihrer Situation umzugehen und sich eine eigene Welt aufbauten. Damit sie diese aufrechterhalten könnten, müssten sie häufig mehrere, sich im Grunde widersprechende Signale und Fakten in Einklang zu bringen versuchen. Deshalb müsse jede Form von externer Intervention sehr sorgfältig erfolgen. Betroffene dürften nicht einfach im Rahmen einer «Feuerwehrübung» an einem Bein angepackt werden. Hofmann beantwortete damit eine der sicher brennendsten Fragen der Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer, wie sie bei einem Verdacht auf sexuelle Ausbeutung handeln können bzw. sollen: Keine vorschnelle, noch so gut gemeinte Intervention, auch wenn die Ausbeutung unter Umständen immer noch andauert, sondern zwingend professionelle Hilfe bei einer fachlichen Beratungsstelle einholen. Laien könnten der betroffenen Person höchstens die Möglichkeit zum Gespräch anbieten, verknüpft mit dem Versprechen, dass nichts unternommen wird, was diese nicht will.

Zur Typologie der Täter und Täterinnen

Ein weiterer, für die Diskussion des Themas im kirchlichen Umfeld interessanter Hinweis war eine Liste von verschiedenen Typen von Täterinnen (!) und Tätern. Rund ⅔ können als «kompensatorische Pädosexuelle» bezeichnet werden. Ihre ausbeuterischen Handlungen pflegen sie parallel zu einer normalen sexuellen Beziehung. Die eigentlichen «pädophilen», das heisst auf eine bestimmte Altersgruppe fixierten Täter, machen im Vergleich dazu nur einen kleinen Teil aus.

Am Nachmittag wurde in geschlechtergetrennten Gruppen gearbeitet. Die Frauen schauten den Film einer betroffenen jungen Frau an, die als eine der ersten ihren Vater anzeigte und vor Gericht brachte. Im Anschluss wurden verschiedenste Fragen diskutiert, und Dolores Waser Balmer zeigte bei einzelnen Themen direkte Hilfestellungen bzw. mögliche weitere Schritte auf. Die Männer diskutierten anhand einer Erzählung die Grenzen des Verstehenkönnens von Argumenten und Handlungen eines Täters. Dabei wurde klar, dass man nicht vorschnell jegliche Fantasien als Keim von sexueller Ausbeutung fürchten muss, sondern sie auch als normale Reaktion akzeptieren darf. Anhand von Entwicklungsphasen von der Fanta-

sie bis zu den sexuellen Handlungen und Schuldgefühlen wurde gleichzeitig deutlich, wo der Missbrauch der eigenen Machtposition beginnt.

Abschliessend wies Urs Hofmann darauf hin, dass das Thema «sexuelle Ausbeutung» im kirchlichen Umfeld durch verschiedene Umstände eine besondere Brisanz erhält: Die patriarchale geistliche Hierarchie und der Charakter des «Heiligen» verstärkten das Machtgefälle innerhalb der Strukturen. Das nach wie vor negativ vermittelte Bild der Sexualität erschwere es, offen über mögliche Gefahren und Probleme zu sprechen. Prävention innerhalb der Institution Kirche sei daher am effektivsten über eine Selbstverpflichtung von einzelnen Gruppen und Organisationen möglich.

Die Bereitschaft der Präsides, sich auch in persönlicher Auseinandersetzung mit dem Thema zu beschäftigen, bildete die Grundlage für die gelungene Tagung. Dolores Waser Balmer und Urs Hofmann gelang es, mit ihren präzisen Ausführungen wertvolle Orientierungshilfen zu vermitteln und Mut zu machen für ein unverkrampftes Auftreten gegenüber den Ministrantinnen und Ministranten.[1]

Matthias Müller

[1] Weitere Informationen zur Fachstelle mira: www.mira.ch

AGAPE(N) FEIERN

ÖKUMENE

Im Vorfeld des Ökumenischen Kirchentages 2003 ist die Erwartung laut geworden, in Berlin die eucharistische Gastfreundschaft praktizieren zu können. Dazu erklärte die Deutsche Bischofskonferenz in ihrem Wort zu diesem Ereignis eben: «Es schmerzt uns, dass wir derzeit hierzu nicht in der Lage sind. Solange die ökumenischen Partner sich in Grundüberzeugungen widersprechen, ist eine Einheit am Tisch des Herrn unwahrhaftig. Die Eucharistie bezeichnet ja, was uns noch fehlt: die sichtbare und volle Einheit der Kirche Jesu Christi. Zu dieser gehört nach unserer Überzeugung die Einheit im Glauben, in der Feier aller Sakramente und im apostolischen Amt, im Leben und im Dienst. Wir müssen alles tun, um diese Einheit zu erreichen. Dabei kann uns ermutigen, was auf dem ökumenischen Weg bereits erreicht worden ist. Gehen wir zielstrebig weiter, ohne vorschnell den Weg selbst zum Ziel zu erklären. Nehmen wir alle Chancen wahr, die uns heute schon gegeben sind!»

Die KirchenVolksBewegung «Wir sind Kirche» und die Initiative Kirche von unten (IKvu) werden trotzdem gemeinsam mit Berliner evangelischen Kirchengemeinden drei ökumenische Gottesdienste ausserhalb des offiziellen Programms feiern, in denen «nach intensiver theologischer Vorarbeit», wie sie betonen, ausdrücklich zur wechselseitigen Gastfreundschaft eingeladen wird. Vorgesehen sind ein Gottesdienst im katholischen Ritus mit «offener Kommunion», ein Agapegottesdienst mit gemeinsamem Essen und Trinken und ein evangelischer Gottesdienst mit «Abendmahl für alle».

Bemerkenswert daran ist, dass zum einen keine Interzelebration, also keine gemeinsame Vorsteherschaft von Amtsträgern der beiden Kirchen, sondern eucharistische Gastfreundschaft, also Einladung der jeweils anderen, vorgesehen ist, und dass zum andern neben der Eucharistie- und der Abendmahlsfeier ein Agapegottesdienst gefeiert werden soll. Denn eucharistische Gastfreundschaft wird mittlerweile auch von namhaften katholischen und evangelischen Theologinnen und Theologen als theologisch möglich erachtet, und der Agapegottesdienst müsste eigentlich gerade in der Schweiz als ökumenische Feiergestalt gepflegt werden können. Auf katholischer Seite als Versammlungsform für vom Priestermangel betroffene Pfarr- und Personalgemeinden wieder entdeckt und gepflegt, könnte sie auch zur reformierten Abendmahlskultur mit ihrer Abendmahlsfeier zu ausgewählten Zeiten passen.

Eine ausgezeichnete Hilfe zur theologischen Vertiefung in die christliche Versammlungs- und Feierform der Agape mit ausgearbeiteten Modellen hat denn auch die «Initiativgruppe Pfingsten 99» herausgegeben.[1] Modelle zur Verfügung gestellt haben Sabine Bieberstein, Walter Blum, Martha Brun, Josef Brunner, Urs Eigenmann, Peter Haag, Caroline Meier-Machen (mit Franziska Loretan), Claudia Mennen, Herbert Sohn und Rolf Zimmermann.

Den Modellen vorangestellt ist eine Einführung, in der der Liturgiewissenschaftler Werner Hahne Aufbau und Gestaltung darstellt; ihnen beigegeben ist seine theologische Darlegung der Agapefeier mit den Teilen: 1. Ihr biblischer Ursprung und ihre frühe Geschichte, 2. Die theologische Deutung, 3. Die pastorale Bedeutung, 4. Anlässe, Feiergruppen und Gestaltungsmöglichkeiten.

In seinen biblischen Erwägungen an der Buchvernissage erläuterte Werner Baier, wie Agape (Liebe) feiern nach Agapen feiern (Liebesmahl) verlangt. In der Sicht der jüdisch-christlichen Überlieferung stiftet Brot teilen nicht nur Gemeinschaft, sondern verpflichtet auch dazu. Auch eine ökumenische Agapefeier ist in dieser Sicht von hoher Verbindlichkeit. Zumal Jesus gegenwärtig ist, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind – ob eucharistisch sakramental oder im Liebesmahl.

Rolf Weibel

[1] Urs Eigenmann, Werner Hahne, Claudia Mennen (Hrsg.), Agape feiern. Grundlagen und Modelle, Edition Exodus, Luzern 2002, 220 Seiten.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
21.1.2003 / Nr. 3
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Individualisierung stellt Pastoral vor ganz neue Herausforderungen

Pastoralinstitut der Theologischen Hochschule Chur öffnet seine Tore

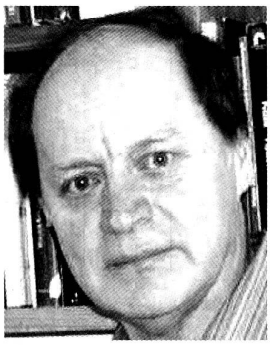
Alfred Höfler, den ersten Institut-Leiter, befragte Josef Bossart

Chur. – Mit einem Symposium über "Die Kraft des Evangeliums in unserer Zeit" wird am 27. und 28. Januar das neue Pastoralinstitut der Theologischen Hochschule Chur offiziell eröffnet. Angesichts der zunehmenden Individualisierung stehe die Seelsorge vor ganz neuen Herausforderungen, die nach kreativen und mutigen Lösungen riefen, sagt Alfred Höfler, ordentlicher Professor für Religionspädagogik und erster Leiter des neuen Instituts, im Interview mit kipa-Woche.

Alfred Höfler, wenn Sie jemandem die Vorzüge des neuen Pastoralinstituts schmackhaft machen müssten – was würden Sie sagen?

Alfred Höfler: Es ist schon erstaunlich, dass die Gründung des Instituts gegenwärtig überhaupt möglich wurde. Die Vorzüge des Pastoralinstituts gilt es erst nach und nach zu realisieren. Der Entscheid für die Weiterführung der Theologischen Hochschule in Chur im Juni 2000 bewirkte eine Neubesinnung und Aufbruchstimmung.

Der Standort Chur zeichnet sich durch eine sehr individuelle Studiengestaltung mit wissenschaftlicher Begleitung aus. Zum anderen bietet das Pastoralinstitut ab dem Studienjahr 2003/04 ein Nachdiplomstudium an, das in dieser Form für die Schweiz einmalig ist, weil es rasch auf die pastoralen Bedürfnisse eingehen kann. Und natürlich spielt die landschaftliche Umgebung mitten in den Bergen und fern der Grossstädte eine atmosphärisch wichtige Rolle – wobei Chur dennoch gut erreichbar ist.



Die Theologische Hochschule Chur wolle auf dem Feld der pastoralen Ausrichtung "Pionierarbeit" leisten, hiess es vor einiger Zeit viel versprechend. Worin liegt denn genau das Pionierhafte – zumal andere theologische Fakultäten ja wohl längst nicht mehr eine Theologie im Elfenbeinturm betreiben?

Höfler: Die Hochschule in Chur ist die einzig katholisch kirchliche Hochschule in der Schweiz. Das erleichtert es, Entscheide rascher realisieren zu können als an den grossen Universitäten. Das Professoren-Team ist klein, und somit wird die Zusammenarbeit in Lehre und Forschung leichter koordinierbar.

Das heisst aber auch, dass wir auf die Zusammenarbeit mit anderen Instituten und Fakultäten setzen und gewillt sind, diese Zusammenarbeit auch umzusetzen. Praxisnähe und die klare Ausrichtung auf Lehre und Forschung mit spiritueller Akzentuierung stehen für den ganzheitlichen Ansatz. Das Pionierhafte darf gewiss nicht überbetont werden, aber in

(Fortsetzung auf Seite 2)

Alfred Höfler

Der 56-jährige Alfred Höfler, verheiratet und Vater von drei (erwachsenen) Kindern, stammt aus Österreich und lebt seit über zwanzig Jahren in der Schweiz. Seine Studien hat er in Graz, Wien, Zürich, Luzern und Düsseldorf in Theologie, Pädagogik und Psychologie absolviert und eine Zusatzausbildung am Fritz-Perls-Institut in Düsseldorf für Gestaltpädagogik abgeschlossen. (kipa)

Editorial

Kirchenferne. – In den Deutschschweizer Kirchen wird vermehrt versucht, kirchenkritische Menschen anzusprechen. Als Vorbild dienen dazu die "Thomas-Messen", benannt nach Thomas, dem ersten Zweifelnden des Evangeliums, die in der lutherisch-finnischen Kirche vor einigen Jahren ihren Anfang nahmen. Die Feiern, die in der Schweiz zumeist ökumenisch organisiert werden, richten sich an "Suchende und Zweifelnde".

Pioniergeist in diesem Zusammenhang zeigt auch das Kloster Einsiedeln. Für Menschen, die von der katholischen Kirche enttäuscht sind, hat es Anfang 2002 den Klage-Briefkasten mit den klangvollen Namen "Das goldene Ohr" eingerichtet. Nun organisiert das Kloster – diesmal gemeinsam mit der Gemeinde Einsiedeln – die "andere Wallfahrt". Diese findet erstmals im Juli statt und lädt Menschen, die mit der Kirche im "Clinch" liegen, zu einer persönlichen Begegnung mit den Mönchen im Marienwallfahrtsort Einsiedeln ein.

Georges Scherrer

Die Zahl

100 Millionen. – Der Vatikan besitzt italienische Aktien im Wert von mehr als 100 Millionen Euro. Die Vatikan-Aktienpakete waren Ende des vergangenen Jahres 108 Millionen Euro wert. Gemäss "Milano Finanze" musste der Vatikan im Börsenjahr 2002 einen Werteverlust von 3,6 Millionen Euro hinnehmen. (kipa)

Anzeige

Sonntag
«Jeder hat seinen Sonntag verdient!»
Bestell-Tel. 0800 55 33 77

der Tat: Eine Neubesinnung auf die Kernaufgaben einer zeitgemässen theologischen Ausbildung wäre in dieser Form in Chur vor wenigen Jahren nicht denkbar gewesen.

Wofür will das Pastoralinstitut seine Absolventen ganz besonders qualifizieren?

Höfler: Auf dem Gebiet der Religionspädagogik, der Katechese und in der Spezialseelsorge besteht für Seelsorger und Seelsorgerinnen ein grosser Nachholbedarf. Hier sind wir daran, die Ausbildungs- und Begleitmassnahmen so zu verändern, dass auch Theologinnen und Theologen die nötigen Kompetenzen für die Vermittlung religiöser Werte und Haltungen in einer zeitgemässen Pastoral erhalten.

Wo liegen die grossen pastoralen Herausforderungen der Gegenwart für die Kirche?

Höfler: Das Theologiestudium muss als echte Lebensbereicherung wahrgenommen und gestaltet werden. Das ist zwar auf Grund verschiedener Traditionen und Strukturen nicht immer ganz einfach, aber unbedingt nötig, wenn wir möglichst vielen Menschen in ihrer Lebensgestaltung religiöse Begleitung glaubwürdig ermöglichen wollen. Die gesellschaftlichen Veränderungen verlangen auch in der Seelsorge ein hohes Mass an Differenzierung und Reflexionsvermögen, um Zeitströmungen weltoffen aus christlicher Sicht begleiten zu können. Eine zunehmende Individualisierung stellt Seelsorge vor ganz neue Herausforderungen, die kreative und mutige Lösungen verlangen. Dafür will und wird sich das neue Institut engagieren.

Eine neues Institut in Zeiten der knappen Gelder: Wie wird es finanziert?

Höfler: Das Pastoralinstitut ist ein Institut der Theologischen Hochschule Chur und wird wie diese hauptsächlich von der Stiftung Priesterseminar St. Luzi getragen. Es bringt zur Zeit jedenfalls geringe Zusatzkosten, da es weitgehend von den hauptamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Hochschule mitgetragen wird und die Räumlichkeiten der Hochschule mitbenutzen kann. Ausserdem beginnt es mit einem umfangmässig zurückhaltenden Angebot, das nach und nach dem Bedürfnis entsprechend ausgebaut werden soll.

Mit wie vielen Studentinnen und Studenten rechnen Sie? Wie viele sollten es im Schnitt sein, damit das Vorhaben seine Berechtigung hat?

Höfler: Darüber lässt sich im Moment nur spekulieren. Natürlich hoffen wir, dass wir im nächsten Studienjahr mit dem Nachdiplomstudium beginnen können, aber im Moment ist der Lehrstuhl für Pastoraltheologie verwaist und auch derjenige für Religionspädagogik ist nur zu 50 Prozent besetzt. Somit geht es zur Zeit darum, ein ansprechendes und attraktives Konzept mit entsprechenden Modulen für Theologinnen und Theologen auszuarbeiten und zu kommunizieren. Wenn das gelingt, dann werden wir auch Studierende haben, die sich darauf einlassen. Interesse dafür gibt es auch in anderen Diözesen der Schweiz. (kipa)

Bibel ist wichtig über Kirchen hinaus

Bern. – Kirchen und christliche Gemeinschaften haben in der Schweiz, Deutschland, Österreich und Frankreich das Jahr 2003 zum "Jahr der Bibel" erklärt. Es findet unter dem Motto "Suchen. Und Finden" statt.

Bei der Vorstellung des Bibeljahres in der Schweiz betonte in Bern vor den Medien der Basler Bischof Kurt Koch, Präsident der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen der Schweiz, die Bibel habe grundlegende Bedeutung weit über den Raum der Kirchen hinaus.

Die Initianten des Jahres der Bibel haben sich zum Ziel gesetzt, die Bibel wieder ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit zu bringen. Die Bibel sei ein kostbares Kulturgut, dessen Weitergabe an die nächste Generation nicht mehr sicher gestellt sei, mahnte Koch. So seien für viele Jugendliche "Golgatha" und "Colgate" kaum noch unterscheidbar. Dass die moderne säkulare Gesellschaft ihre Wurzeln in diesem Buch wieder erkennt, ist ein Ziel des Jahres der Bibel.

Eigene Zielgruppe: Kinder

Koch verwies auf die positive Erfahrung, die man in Deutschland 1992 bei der erstmaligen Durchführung des Jahres der Bibel gemacht habe. Die Aktion fördere zudem die ökumenische Bewegung. (kipa)

Namen & Notizen

Georg Schubert. – Das Sekretariat der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz wird ab Januar von Georg Schubert (47) geleitet. Im Rahmen des Vereins ESE.02 arbeitete er als Geschäftsführer und realisierte als Projektleiter die erfolgreiche Ausstellung "Un ange passe" an der Expo.02. (kipa)

Clemens Pickel. – Der aus Deutschland stammende katholische 41-jährige Bischof des südrussischen Bistums Sankt Clemens hat von den russischen Behörden eine ständige Aufenthaltsgenehmigung erhalten. In den vergangenen Monaten hatten die Russen einen katholischen Bischof und vier Geistliche ausgewiesen. (kipa)

Joseph Cooper. – Nach dem Anschlag auf den christlichen US-Missionar Cooper sind im südindischen Bundesstaat Kerala drei militante Hindu-Aktivisten verhaftet worden. Der 68-Jährige war am 14. Januar durch mehrere Messerstiche verletzt worden. (kipa)

Marco d'Aviano. – Papst Johannes Paul II. will den Kapuzinerpater selig sprechen, der 1683 bei der Rettung Wiens vor den Türken eine entscheidende Rolle spielte. Die Seligsprechung für den geistlichen und politischen Berater des Habsburger-Kaisers Leopold I. soll am 27. April in Rom stattfinden. (kipa)

Joseph Ratzinger. – Der Präfekt der Römischen Glaubenskongregation sieht derzeit keine moralische Rechtfertigung für einen Krieg gegen den Irak. Gegenüber der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan sagte der Kardinal, nach den Massstäben der katholischen Soziallehre über einen "gerechten Krieg" sei derzeit eine "Rechtfertigung für den Irak-Krieg nicht sichtbar". (kipa)

Krzysztof Penderecki. – Der polnische Komponist und Dirigent (69) erhält den Preis der Europäischen Kirchenmusik. Die mit umgerechnet 7.300 Franken dotierte Auszeichnung wird dem Musiker am 2. August im Rahmen des Festivals Europäischer Kirchenmusik Schwäbisch Gmünd 2003 überreicht. (kipa)